

Archivologie

Theorien des Archivs in Wissenschaft, Medien und Künsten

Mit Texten von

Aleida Assmann, Benjamin Buchloh, Michel de Certeau,
Jacques Derrida, Knut Ebeling, Wolfgang Ernst, Michel Foucault,
Bernhard Fritscher, Boris Groys, Stephan Günzel, Ulrich Raulff,
Paul Ricœur, Monika Rieger und Cornelia Vismann

Knut Ebeling ist Professor für Medientheorie an der Kunsthochschule Berlin-Weißensee, Lecturer an der Stanford University Berlin und Kunstkritiker. Zuer leitete er das Forschungsprojekt »Archive der Vergangenheit. Wissenstransfers zwischen Archäologie, Medien und Künsten« an der Humboldt-Universität zu Berlin (www.archive-der-vergangenheit-de).

Stephan Günzel ist Gastprofessor für Kulturtheorie und Raumwissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin sowie Mitarbeiter am Zentrum für Computerspielforschung der Universität Potsdam.

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung
der VolkswagenStiftung, Hannover

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische
Daten sind im Internet unter <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2009,
Kulturverlag Kadmos Berlin. Wolfram Burckhardt
Alle Rechte vorbehalten

Internet: www.kv-kadmos.com
Umschlaggestaltung: kaleidogramm, Berlin.
Gestaltung und Satz: kaleidogramm, Berlin

Druck: GEMI
Printed in EU

ISBN (10-stellig) 3-86599-028-2
ISBN (13-stellig) 978-3-86599-028-0

Inhalt

KNUT EBELING/STEPHAN GÜNZEL: Einleitung.	7
Archäologien des Archivs	
JACQUES DERRIDA: Dem Archiv verschrieben.	29
KNUT EBELING: Das Gesetz des Archivs	61
CORNELIA VISMANN: Arché, Archiv, Gesetzesherrschaft	89
Theorien des Archivs	
MICHEL FOUCAULT: Das historische Apriori und das Archiv	107
MICHEL DE CERTEAU: Der Raum des Archivs oder die Perversion der Zeit	113
PAUL RICŒUR: Archiv, Dokument, Spur	123
BORIS GROYS: Der submediale Raum des Archivs	139
STEPHAN GÜNZEL: Archivtheorie zwischen Diskursarchäologie und Phänomenologie.	153
Medien des Archivs	
ALEIDA ASSMANN: Archive im Wandel der Mediengeschichte.	165
WOLFGANG ERNST: Das Archiv als Gedächtnisort	177
BERNHARD FRITSCHER: »Archive der Erde«. Zur Codierung von Erdgeschichte um 1800.	201
Ästhetiken des Archivs	
ULRICH RAULFF: Sie nehmen gern von den Lebendigen. Ökonomien des literarischen Archivs	223
BENJAMIN BUCHLOH: Warburgs Vorbild? Das Ende der Collage/Fotomontage im Nachkriegseuropa.	233
MONIKA RIEGER: Anarchie im Archiv. Vom Künstler als Sammler.	253
Editorische Notiz/Nachweise	270
Biobibliographische Notizen	271

Archive im Wandel der Mediengeschichte

ALEIDA ASSMANN

Oblivion is not to be hired. The greater part must be content to be as though they had not been, to be found in the Register of God, not in the record of man.

Thomas Browne, *Urne-Buriall*

1. Antiquarische Archäologie

Es gibt verschiedene Vorgeschichten dessen, was wir heute Archäologie nennen. Eine davon ist der antiquarische Diskurs, der ins 16. Jahrhundert zurückreicht. In der humanistischen Renaissance entstand ein neues Berufsbild mit einem neuen Titel. Der ›Antiquar‹ war derjenige, der den königlichen Sammlungen, Wunderkammern und Bibliotheken vorstand. Er ist nicht nur Urahn der Archäologen, sondern der historischen Geisteswissenschaften überhaupt. Es gibt einen eindrucksvollen Text aus der Frühgeschichte der Archäologie, der inzwischen für seinen Stil und seine Sprache in der Literaturgeschichte klassischen Status erlangt hat, aber bisher wohl kaum jemals in einem archäologischen Kontext aufgerufen wurde. Es handelt sich um den Text *Urnenbegräbnis* (1658) von Sir Thomas Browne, eines Arztes aus Norwich, aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Im Widmungs-Prolog macht Browne zunächst deutlich, dass er kein professioneller, sondern nur ein Gelegenheits-Antiquar ist. Da die Urnen nun einmal in seinem lebensweltlichen Umkreis zu Tage gefördert wurden, will er verhindern, dass sie von Unkundigen wieder achtlos verscharrt und somit zum zweiten Mal »sterben müssen und begraben werden«. Brownes Text, der im Original den gelehrten Titel *Hydriotaphia* trägt, ist dennoch ein Muster an antiquarischer Gelehrsamkeit. Browne begründet sein Interesse an der Vergangenheit zunächst auf traditionelle Weise, indem er betont, dass die Vergangenheit für die Gegenwart eine wichtige erzieherische Funktion haben kann.¹ Im folgenden Abschnitt wird dann aber deutlich,

¹ Browne hat eine universale Vorstellung vom topos *historia magistra vitae*: Die ganze Geschichte unterrichtet uns, nicht nur wenige ausgewählte Epochen oder Ereignisse: »We have enough to do to make up our selves from present and passed times, and the whole stage of

dass Browne sich von einer Strategie der Aneignung der Vergangenheit bewusst absetzt und sich einen neuen neutralen Zugang zur Vergangenheit bahnt. Er schreibt: »Als die Knochen König Arthurs ausgegraben wurden, konnte sich die alte Rasse vorstellen, in diesen Resten ihren eigenen Ursprung vor sich zu haben. Auf die Knochen, die in unseren Urnen ruhen, meldet jedoch keiner ein entsprechendes Verwandtschaftsverhältnis an.«² Eine identitätspolitische Indienstnahme der Vergangenheit wird hier also explizit ausgeschlossen und ihr gegenüber ein unparteiisches, objektives und somit neues »wissenschaftliches« Interesse begründet. Die Knochen in den Urnen von Norfolk, über die nicht weniger als drei Eroberungszüge hinweggestürzt sind, sind an die Gegenwart nicht mehr unmittelbar anschließbar.³ Dennoch sind sie der Beachtung und Bewahrung wert, sowohl aufgrund wissenschaftlicher Neugier⁴ als auch aus Gründen des Respekts und humaner Pietät: »We mercifully preserve their bones, and pisse not upon their ashes.«⁵

Im ersten der fünf Abschnitte seines Textes reflektiert Browne über kulturelle Zeit. Diese spannt sich für ihn nicht wie für andere Humanisten durch die Tradition klassischer Texte auf, sondern über Objekte, Relikte und andere materielle Spuren der Vergangenheit. Anders als andere Humanisten blickt er nicht auf *Texte*, sondern auf *Überreste*, nicht auf *Botschaften*, sondern auf *Spuren* vergangener Epochen.⁶ Was er dabei feststellt, ist, dass das zeitlich Fernste sich paradoxerweise in unmittelbarer räumlicher Nähe befindet, nämlich nur ein paar Fuß tief in der Erde wie die Urnen von Norfolk. Auf die war man dort zufällig bei Grabungsarbeiten gestoßen, womit für die staunende Bevölkerung plötzlich ein Stück Vorgeschichte in ihre Gegenwart einbrach. Die Dimensionen Zeit und Raum stehen dabei in einem inversen Verhältnis zueinander: was zeitlich unvorstellbar weit entfernt ist, kann räumlich direkt unter der Oberfläche liegen. »Die Schätze der Zeit«, so schreibt er, »liegen dicht unter der Oberfläche

things scarce serveth for our instruction. A compleat peece of vertue must be made up from the *Cento* of all ages, as all the beauties of Greece could make but one handsome *Venus*.« (Thomas Browne, »Hydriotaphia. Urne-Buriall or, A Brief Discourse of the Sepulcrall Urnes Lately Found in Norfolk«, in: *The Prose of Sir Thomas Browne*, hg. v. Norman Endicott, New York/London 1968, S. 241–286, hier 246.)

² Ebd., S. 246f.

³ »They have lain quietly under the drums and tramlings of three conquests.« (Ebd., 247.)

⁴ Zu den kognitiven Leidenschaften und mentalen Haltungen, welche die modernen Naturwissenschaften hervorgebracht haben vgl. Lorraine Daston/Katherine Park, *Wonders and the Order of Nature. 1150–1750*, New York 1998.

⁵ Browne, »Hydriotaphia«, S. 247.

⁶ Die Unterscheidung geht auf Jacob Burckhardt zurück. (Siehe dazu *Spuren und Botschaften. Interpretationen materieller Kultur*, hg. v. Ulrich Veit u. a., New York/München/Berlin 2003.)

in Urnen, Münzen und Monumenten, knapp unter den Wurzeln einiger Pflanzen.«⁷ Browne tut einen weiteren Schritt und vergleicht die Arbeit der Archäologen mit derjenigen der Seefahrer und merchant adventurers; beide machen spektakuläre neue Entdeckungen im Raum, die einen in der vertikalen, die anderen in der horizontalen Dimension. Die Urne wird für ihn deshalb zur zentralen Trope dieser Suchbewegungen im Ungewissen. Im Bild der Urne kreuzen sich auf concettistische Weise Geburt und Tod, »womb« and »tomb«, Verschollenheit und Entdeckung, Vergangenheit und Zukunft, wenn er schreibt: »Die große Antiquität Amerika war Tausende von Jahren für uns begraben, und ein großer Teil der Welt ist noch immer in der Urne verschlossen.«⁸

Die Zeit ist für Browne keine neutrale Dimension; sie hat selbst eine Gestalt, die sich wie die Götter in paganen Mysterien schrittweise offenbart: »Die Zeit hat unzählige Schätze und zeigt sich in immer neuen Gestalten; sie offenbart Altes am Firmament, macht neue Entdeckungen in der Erde und die Erde selbst zu einer Entdeckung.«⁹

Da es nicht die von Menschen gesteuerte Überlieferung der Tradition ist, wird die Zeit hier selbst zum Motor des Fortschritts im Wissen. Diesen Gedanken konnte Browne von Seneca übernehmen, der die Entdeckung des Neuen als einen Prozess fortschreitender Selbst-Offenbarung der Natur beschrieben hat. Die Natur war nach Seneca wie ein »großes Eleusis« auf menschliche Initiation angelegt und stachelte die menschliche Neugier an. »Gewisse Geheimnisse«, so heißt es bei ihm, »werden nicht auf einmal und für immer offenbart. Eleusis hält Geheimnisse zurück für die, die wiederkommen.«¹⁰ Browne überträgt diesen Gedanken Senecas von der Natur auf die Kultur, von einem kosmischen auf ein historisches Wissen, das in kleinen Schritten voranschreitet und dabei aber höchst fragmentarisch und beschränkt bleibt.¹¹

Im zweiten Kapitel, einem eindrucksvollen Beispiel früher archäologisch-antiquarischer Forschung, folgt eine akkurate Beschreibung der Objekte und ihrer Lage samt Datierungsangaben. Alles ist in einem hypothetisch-konjunkturalen Stil geschrieben; die 40 bis 50 Urnen werden

⁷ »The trasures of time lie high, in Urnes, Coynes, and Monuments, scarce below the roots of some vegetables.« (Browne, »Hydriotaphia«, S. 249.)

⁸ »That great Antiquity America lay buried for thousands of years; and a large part of the earth is still in the Urne unto us.« (Ebd.)

⁹ »Time hath endlesse rarities, and shows of all varieties; which reveals old things in heaven, makes new discoveries in earth, and even earth it self a discovery.« (Ebd.)

¹⁰ Seneca, *Naturales Questiones*, VI 30, 5 ff. – Diese Vorstellung berührt sich mit dem humanistischen Topos »veritas filia temporum«. (Vgl. dazu Aleida Assmann, *Zeit und Tradition*, Frankfurt 1999, S. 37–46.)

¹¹ Diese optimistische und zukunftsorientierte Perspektive wird im letzten Essay immer mehr von düsteren Bildern und einem melancholisch pessimistischen Ton überlagert.

genauestens beschrieben mit ihren Bestattungen und Beigaben, ihrer Lage und ihrer möglichen Provenienz aus einer römischen Garnison. Die beiden folgenden Kapitel haben demgegenüber eher ethnographischen Charakter; sie beschäftigen sich mit Bestattungsriten und mischen in einer bizarren Weise religiöse, kulturelle und medizinische Informationen. Das letzte Kapitel beginnt mit einer weiteren paradoxen Feststellung: dass sich nämlich diese unscheinbaren Knochen in ihrem tönernen Gehäuse besser erhalten haben als alle ambitiösen Monumente ehemaliger Herrscher. »Die Zeit, die alle Antiken antiquiert, und deren Kunst darin besteht, alles in Staub zu verwandeln, hat doch diese unscheinbaren Monumente verschont.«¹² Dieser Satz verdeutlicht noch einmal das Besondere dieser Betrachtungsweise, die einen neuen Zugang zur Vergangenheit über alltägliche Gegenstände eröffnet. Brownes antiquarische Archäologie führt uns an eine ganz andere Vergangenheit heran, sozusagen an eine Vergangenheit hoch zwei, die nicht nur vergangen, sondern auch tief vergessen ist, von der keine Kunde mehr auf Erden existiert, und die das kulturelle Gedächtnis nicht mehr zurückholen kann. Letztes Browne'sches Paradox: Im Fall der Urnen waren es gerade nicht die Anstrengungen der Selbst-Immortalisierung, die ihren Bestand gesichert haben (»In vain we hope to be known by open and visible conservatories ...«), sondern ihre Unsichtbarkeit. Nicht Erinnern, sondern Vergessen ist deshalb der beste Konservator: »Unsichtbarkeit war das Mittel ihrer Dauer und Entzogenheit ihr Schutz.«¹³

2. Institutionen des Speichergedächtnisses

Friedrich Georg Jünger hat diese Form des Vergessens einmal treffend als »Verwahrensvergessen«¹⁴ bezeichnet. Mit diesem Begriff möchte ich zum Konzept des Speichergedächtnisses überleiten, das im Folgenden kurz in seiner Institutionengeschichte beleuchtet werden soll: Speichergedächtnis verstehe ich als Korrelatbegriff zum Funktionsgedächtnis, beide zusammen genommen machen den Komplex des kulturellen Gedächtnisses aus. Im Gegensatz zu Begriffen wie »Tradition« oder »Überlieferung« umfasst der des kulturellen Gedächtnisses immer schon beides: Erinnern *und* Vergessen. – Um mit Letzterem zu beginnen: Das kulturelle Gedächtnis ist nicht nur von Institutionen des Erinnerns bestimmt, sondern auch von Institutionen, Praktiken und Prozessen des Vergessens. Zu diesen gehört die Institution

¹² »Time which antiquates Antiquities, and hath an art to make dust of all things, hath yet spared these *minor* Monuments.« (Browne, »Hydriotaphia«, S. 279.)

¹³ »[W]hen to be unknown was the means of their continuation and obscurity their protection.« (Ebd., S. 279.)

¹⁴ Vgl. Friedrich Georg Jünger, *Gedächtnis und Erinnerung*, Frankfurt a. M. 1957.

der Zensur, die Häretisches ächtet, unter Strafe stellt und aus der Kommunikation verbannt. Eine radikale Ausprägung der Zensur ist die Bücherverbrennung, auch wenn im Zeitalter des Buchdrucks durch materielle Vernichtung einzelner Exemplare schwerlich die gesamte Auflage vernichtet wird. Obendrein kann der Index, der als eine negative Liste des Tabuisierten gemeint war, durch Umwertung der Werte unter veränderten Bedingungen wieder zu einer positiven Liste des besonders Empfehlenswerten avancieren. Das kulturelle Vergessen ist ferner bestimmt durch Entzug von Aufmerksamkeit und Interesse als eine Nebenwirkung von Kanonisierungsprozessen; *Auswahl* führt in dieser Weichenstellung notwendig zu einer strukturellen und damit nicht unbedingt intentionalen *Abwahl* anderer Optionen. Zu den Praktiken des Vergessens gehört einerseits das Vernichten von materiellen Rückständen wie das alltägliche Wegwerfen, Schreddern, Entsorgen von Abfall, andererseits aber auch das Verlieren, Aufgeben, aus den Augen verlieren dessen, was vielleicht in entlegenen Depots wie Dachböden oder Kellerräumen unbeachtet weiterexistiert und – wie das bereits von der Erde bedeckte – bei Gelegenheit noch einmal ans Licht gebracht werden kann. Die Archäologie zeichnet sich unter den Institutionen des kulturellen Gedächtnisses dadurch aus, dass sie einen möglichen Rückweg für materielle Rückstände eröffnet, die über Jahre, Jahrhunderte und Jahrtausende bereits verloren und vergessen waren.

Vieles von dem, was vergessen wurde, ist also nicht für immer verloren, sondern uns wie die Urnen von Thomas Browne nur zeitweise unzugänglich geworden. Entsprechendes gilt auch für das individuelle Gedächtnis, wie uns Marcel Proust besonders anschaulich gezeigt hat. Was auf den unsortierten Grund des Vergessenen zurückgesunken ist, kann unter bestimmten Umständen noch einmal an die Oberfläche steigen, wie die tief vergessene Empfindung, die Prousts Madeleine plötzlich wieder freisetzt. Was wir Vergessen nennen, ist oft nichts anderes als ein Verwahrensvergessen und somit ein latentes Gedächtnis, zu dem wir das Kennwort verloren haben; wenn es aber zufällig getroffen wird, kehrt völlig unerwartet ein Stück sinnlich gelebter Vergangenheit zurück.

Was Prousts »*mémoire involontaire*« fürs Individuum ist, ist das Speichergedächtnis fürs kulturelle Gedächtnis: Fundus und Hintergrund für latente Erinnerungen, die ihre Stunde hinter sich oder noch vor sich haben. So wie wir im kulturellen Gedächtnis innerhalb der Dimension des Vergessens einen aktiven Pol – das wäre das Vernichten – und eine passive Form – nämlich das Vernachlässigen – unterscheiden können, gilt dies auch für die Dimension des Erinnerns. Das Speichergedächtnis kann auch als der passive Pol des Erinnerns beschrieben werden. Ihm ist am aktiven Pol das Funktionsgedächtnis gegenüberzustellen. Im Gegensatz

zum Speichergedächtnis ist das Funktionsgedächtnis ein identitätsstützendes Gedächtnis, das durch die Enge seiner Auswahl bestimmt ist. Es beruht auf einem Kanon verbindlicher und vorbildlicher, normativer und formativer Texte, Werke, Orte und kollektiver Mythen, die der religiösen, nationalen oder ästhetischen Traditions- und Identitätsbildung zugrunde liegen und in kulturellen Praktiken der Wiederholung, Aneignung und symbolischen Wertschätzung immer wieder affirmiert und symbolisch aufgeladen werden.

Kulturelles Gedächtnis			
Erinnern (Auswählen, Achten)		Vergessen (Auflösen, Ächten)	
<i>aktiv</i>	<i>passiv</i>	<i>aktiv</i>	<i>passiv</i>
Sammeln (<i>Funktions-Gedächtnis</i>)	Ansammeln (<i>Speicher-Gedächtnis</i>)	Vernachlässigen	Vernichten
Kanon, Museum, Denkmäler	Archiv, Magazin	materielle Relikte und Reste, vergessene Depots über und unter der Erde	Zensur, Tabu, Abfall, materielle Zerstörung
Geisteswissenschaften, Bibliothek			

Zur Ausdifferenzierung von Funktions- und Speichergedächtnis kann es erst unter den Voraussetzungen der Schriftkultur kommen. In Gedächtniskulturen, die das für die Gruppe wichtige Wissen in menschlichen Trägern (Schamanen, Barden, Griots) speichern und in regelmäßigen Aufführungen präsentieren und reaktivieren, fallen diese beiden Gedächtnisdimensionen noch nicht auseinander. Gewiss gibt es außer den Gedächtnisvirtuosen auch Formen der Externalisierung von Wissen in Gegenstände, Ornamente, Landschaften, Zeremonien und Praktiken, doch all dies ist von den Wissenden selbst niemals abzutrennen und erfüllt seine Funktion nur als Gedächtnisstütze, nicht als Gedächtnisersatz. Erst die (Alphabet-)Schrift, die das Wissen vom Wissenden abtrennt und dem Unwissenden zugänglich macht, schafft in diesem Sinne neue Möglichkeiten eines Gedächtnisersatzes, bzw. eines Ersatz-Gedächtnisses.

Diesen Unterschied zwischen schriftverwendender und mündlich verfasster Kultur hat ein englischer Philologe des 18. Jahrhunderts in einer Zeit bereits klar beschrieben, als europäische Kulturen im Begriff waren, Akademien zu gründen und Universitäten als »Labyrinth der Gelehrsamkeit«¹⁵ zu schaffen. Robert Wood, der bereits hundert Jahre vor

¹⁵ »Without entering into that labyrinth of learning, with which the critics on both sides have so much embarrassed this passage, that it is hard to say, whether Homer has suffered most by his ignorant enemies, or his officious friends.« (Robert Wood, *An Essay on the Original Genius of Homer* [1769/75], Reprint, Hildesheim/New York 1975, S. 11.)

Nietzsche an dem beschleunigten Wachstum externer Gedächtnisspeicher litt, beschrieb seine eigene Zeit als »Zeitalter der Lexika und anderer mnemotechnischer Hilfsmittel«¹⁶. Aus dieser Perspektive blickte er nostalgisch auf die mündliche Kultur, in der sich Wissen und Gedächtnis noch im Gleichgewicht befanden – »a time, when all a man could know, was all he could remember«¹⁷. In einer mündlichen Kultur sind die Grenzen des Wissens von der Speicherkapazität des menschlichen Gedächtnisses diktiert. Speicher- und Funktionsgedächtnis sind hier noch nicht auseinandergetreten; ein solches Gedächtnis enthält nichts Überflüssiges oder Unverständliches: »in a rude and unlettered state of society the memory is loaded with nothing that is either useless or unintelligible«¹⁸.

Das Speichergedächtnis einer Schriftkultur umfasst genau diesen Überfluss: Es nimmt auf, was seinen Gebrauchswert, seine Relevanz und Bedeutung in einer Gesellschaft verloren hat. Während die im Speichergedächtnis aufgehobenen Überreste fremd und unverständlich geworden sind, sind die im Funktionsgedächtnis aufgehobenen Artefakte gegen einen solchen Prozess des Vergessens und Fremdwerdens eigens geschützt. Das liegt daran, dass sie durch Verfahren der Auswahl und Wertzuschreibung (wir nennen diesen Vorgang »Kanonisierung«) hindurchgegangen sind, was ihnen einen Platz im aktiven und nicht nur passiven kulturellen Gedächtnis einer Gesellschaft sichert. Sie bleiben trotz historischen Wandels und beschleunigter Innovation auf den Lehrplänen der Schulen, auf den Spielplänen der Theater, in den Sälen der Museen, den Programmen der Verlage und haben damit Anspruch auf immer neue Aufführungen, Ausstellungen, Lektüren, Deutungen, Auseinandersetzungen.

Totalitäre Staaten zeichnen sich durch den Versuch aus, ein Monopol über die Vergangenheit zu gewinnen und das Speichergedächtnis unter ihre Kontrolle zu bringen, während sich demokratische Staaten Institutionen des Speichergedächtnisses wie historische Wissenschaften, Museen und Archive schaffen, die allgemein zugänglich sind und Zugänge zu anderen Vergangenheiten eröffnen als jene, die von den jeweiligen Interessen der Gegenwart gerade affirmiert, besetzt, bewohnt, beleuchtet sind. Ohne Institutionen des Speichergedächtnisses kein Bewusstsein vom Vergangensein der Vergangenheit, die von der Gegenwart abgetrennt ist.

Eine historische Wende in der Institutionen-Geschichte des Speichergedächtnisses war die Französische Revolution. An dieser Epochenchwelle hat der Historiker Ernst Schulin den engen Zusammenhang von einerseits

¹⁶ »This age of Dictionaries, and other technical aids to memory.« (Ebd., S. 260.)

¹⁷ Ebd.

¹⁸ Ebd.

Absage an und andererseits Wiederherstellung von Vergangenheit herausgearbeitet. Traditionskritik und Traditionsbruch, so hat er gezeigt, sind die Voraussetzung von historischer Rekonstruktion und Traditionspflege: Der gewaltige und gewaltsame Fortschritt der Französischen Revolution vollzog sich als radikaler Bruch mit der Vergangenheit, was dazu führte, dass Archive verbrannt, Klöster abgerissen, Grabanlagen zerstört und öffentliche Monumente vom Sockel gestürzt wurden. In wenigen Tagen wurde das Werk von Jahrhunderten vernichtet. Doch diese Kulturrevolution war nicht rein destruktiv und ikonoklastisch, denn während Gebäude in Trümmer gingen und Statuen zerbrachen, machte man sich auch schon wieder an die Sammlung, Inventarisierung und Konservierung des Zerstörten. Man kann hier geradezu von einer Geburt des Geschichtsbewusstseins aus dem Geist der Zerstörung sprechen. Neugegründete Archive nahmen Quellensammlungen auf und die Museen präsentierten jene Bestände, die soeben aus dem Verkehr gezogen worden waren. Die Wiederaufstellung einer Statue Franz I. rechtfertigte Alexander Lenoir mit den Worten: »Ich vergesse seine Sitten mit seiner Asche. Es geht mir allein um die Förderung der Künste und der Bildung.«¹⁹

Dieser enge Zusammenhang von Zerstörung und Bewahrung trifft den Kern des Historismus, der ein neues Interesse an der Vergangenheit um ihrer selbst willen legitimierte. Was aus dem Leben verbannt und der Tradition geraubt wird, geht der Kultur nicht verloren, sondern erhält Asyl im Archiv, in der Bibliothek, in den Magazinen der Museen. Es war der Historismus, der dem Speichergedächtnis zu gesellschaftlichen Institutionen wie Museum, Akademien und Universitäten verholfen hat. In dieser erst zweihundertjährigen Geschichte des historischen Bewusstseins für zeitlichen Abstand liegen auch die Wurzeln unserer Geisteswissenschaften; ihre gesellschaftliche Lizenz besteht darin, sich um Dinge zu kümmern, die nach den Kriterien der jeweiligen Gegenwart weder nützlich oder unmittelbar relevant sind. Ästhetisierung und Historisierung sind zwei neue Wahrnehmungsformen, die Ende des 18. Jahrhunderts zu einem Strukturwandel des kulturellen Gedächtnisses geführt haben.²⁰

¹⁹ Ernst Schulin, »Absage an und Wiederherstellung von Vergangenheit«, in: *Speicher des Gedächtnisses – Bibliotheken, Museen, Archive*, hg. v. Moritz Csáky und Peter Stachel, Teil 1, Wien 2000, S. 23–39, hier 26.

²⁰ Damit soll nicht unterstellt werden, dass Vertreter der Geisteswissenschaften stets ausschließlich auf der Seite des Speichergedächtnisses tätig waren – ihre Arbeit am kulturellen Gedächtnis fand ebenso auf der Seite des Funktionsgedächtnisses statt. Vgl. dazu die von Nietzsche zu Unrecht gescholtenen deutschen Historiker des 19. Jahrhunderts, die fast sämtlich mit nationalen Einheitsutopien und Identitätskonstruktionen beschäftigt waren. (Vgl. Ernst Schulin, »Zeitgemäße Historie um 1870. Zu Nietzsche, Burckhardt und zum Historismus«, in: *Historische Zeitschrift* 281/1.(2005), S. 33–58.)

3. Zur Dialektik von Archiv und Internet

Die paradigmatische Institution des Speichergedächtnisses ist das Archiv, das gern als »Schatzkammer des Wissens« oder »Gedächtnis der Gesellschaft«²¹ angesprochen wird. Welche Aufgaben erfüllt es, wie hat es sich im Medienwandel verändert, mit welchen Problemen ist es konfrontiert? Diese Fragen führen mich im dritten und letzten Teil zu einer Gegenüberstellung von Archiv und Internet. Ich beginne mit einigen Bemerkungen zur Struktur und Organisation des Archivs.

Das Archiv ist ein Ort der *Ansammlung* und nicht der *Sammlung*. Hier spielt der Zufall eine größere Rolle als die gezielte Steuerung, denn Archivgut fällt an und wird nicht eigens gesucht und in aller Regel nicht käuflich erworben. Mit den Tätigkeiten des Sicherns und Erhaltens ist es ganz auf eine Schutzfunktion zugeschnitten. Der gesellschaftliche Auftrag des Archivs liegt in der Konservierungs-, Ordnungs- und Erschließungsfunktion von Dokumenten. Archivare sind Dienstleister des Speichergedächtnisses in einer Zwischenstellung: sie halten Informationen vor, die später von anderen bewertet, aufbereitet und interpretiert werden. All das kann nicht die Aufgabe der Archivare sein, weshalb sie sich mit der Entscheidung der Auswahl zwischen dem, was relevant und was redundant ist, auch schwer tun und oft überfordert fühlen: »Was wertvoll oder Informationsmüll (wertlos) ist, ist in generellem Sinn theoretisch nicht begründbar.«²²

Die Menge des Archivguts ist in jüngster Vergangenheit rapide angewachsen. Dazu einige Zahlen: Ein französischer Archivar hat ausgerechnet, dass zwischen 1950 und 1987 die gleiche Menge an Archivgut entstand, wie zwischen den Jahren 500 und 1950. Ferner sagt man voraus, dass sich die Archivbestände bis 2020 noch einmal verdoppelt haben werden. In Deutschland beträgt das Archivgut drei Millionen laufende Meter. (Das deutsche Bibliotheksgut umfasst im Vergleich dazu 15 Mio.) Von diesen sind bereits 300.000 durch ihren physischen Erhaltungszustand unbenutzbar geworden und weitere 900.000 stark gefährdet. Zu den wichtigsten Sammlungsgegenständen gehören Schriftdokumente (Urkunden, Akten, Briefe usw.) sowie, immer wichtiger werdend: Artefakte der neuen Bild- und Ton-Medien, die ganz neue Konservierungsanstrengungen erfordern. Während im Telefon-, Handy- und Email-Zeitalter insgesamt wohl deutlich

²¹ Botho Brachmann, »Tua res agitur! Außenansichten auf Archive und archivarisches Selbstverständnis«, in: *Archiv und Geschichte. Festschrift für Friedrich P. Kahlenberg*, hg. v. Klaus Oldenhege, Hermann Schreyer und Wolfram Werner, Düsseldorf 2000, S. 17–39, hier 18. – Der Frage der Funktionen des Archivs gehe ich nach in dem Aufsatz »Archive als Medien des Kulturellen Gedächtnisses«, in: *Lebendige Erinnerungskultur für die Zukunft*, Fulda 2008, S. 21–33

²² Brachmann, »Tua res agitur!«, S. 32.

weniger materielle Spuren der Alltagskommunikation anfallen als unter den Voraussetzungen alternativenloser Schriftlichkeit, stellen vor allem die Produkte der neuen Analog-Medien (Zelluloidfilm, Ton- und Video-bänder) ganz neue Herausforderungen an die Archive, die sowohl durch materiale Konservierung als auch durch digitale Informationssicherung gelöst werden müssen.

Das Internet, das sich inzwischen auch zu einem riesigen dezentralen Archiv entwickelt hat, kann die Möglichkeiten des Archivs in idealer Weise ergänzen. Es übernimmt immer stärker eine Publikations- und Kommunikationsfunktion für das Archivgut. Damit öffnet es den Zugang zu Daten und entschränkt die bislang notorisch engen Partizipationsmöglichkeiten des Archivs. Beide Institutionen verhalten sich komplementär zueinander. Im Internet, wo die möglichst umweglose Kommunikation und permanente Erneuerung von Informationen im Vordergrund steht, kümmert man sich kaum um die langfristige Sicherung seiner Bestände. Das Sichern und Erhalten ist seine Sache nicht, weshalb die Verweildauer von Informationen in der Regel auch nicht mehr als 60–70 Tage beträgt.²³ In den Institutionen Archiv bzw. Internet differenzieren sich zwei einander ergänzende Gedächtnisoperationen aus, die sich wie ›Speichern‹ und ›Abrufen‹ zueinander verhalten: das Archiv erfüllt den Wunsch nach zuverlässiger materieller Konservierung und langfristiger Sicherung von Information, das Internet erfüllt den Wunsch nach Beschleunigung des Datenflusses und blitzschnellem und gezieltem Zugriff auf Information. Beide Institutionen stützen sich wesentlich auf die neue Technik der Digitalisierung, doch unterscheiden sie sich wiederum in dem Gebrauch, den sie von ihr machen. Im Archiv dient sie der Sicherung und Konservierung von Daten, im Internet ermöglicht sie die Beschleunigung des Informationsstroms und die Steigerung von Kommunikationsakten.

Erst im gegenseitigen Licht werden die spezifischen Möglichkeiten und Grenzen von Archiv und Internet sichtbar. Flimmernder Bildschirm und digitaler Zahlenkode haben ein neues Gefühl für die Materialität der Datenträger, die elektronische Flüchtigkeit hat ein neues Gefühl für ihre Langzeitstabilität, und die Beschleunigung des Informationsflusses hat ein neues Gefühl für die Beständigkeit von Nachrichten erzeugt. Unter diesen medialen Bedingungen kommt den traditionellen Institutionen des Speichergedächtnisses – den Museen, Archiven und Bibliotheken – eine ganz neue Bedeutung zu. Die Möglichkeit, Materialität von Objekten

²³ Bótho Brachmann, »Moderne Quellengattungen, Neue Medien und Massenmedien«, in: *Die archivalischen Quellen* [1994], hg. v. Friedrich Beck und Eckart Henning, Köln/Weimar/Wien 2003, S. 149–168, hier 153.

abzulösen und sie auf Information zu reduzieren, hat bereits mit der Alphabetschrift begonnen und ist mit der Digitalschrift unendlich gesteigert worden. Diese Virtuosität der Abstraktion hat den weltweit intermedialen Datenaustausch in Gang gesetzt; sie hat uns aber auch die Augen geöffnet für die Eigenschaften, die in der abstrahierten Materialität enthalten sind. Die Objekte – eine Pergamenthandschrift, eine Vase, eine Bronzestatue, ein Kleidungsstück, eine Akte – besitzen eine irreduzible Materialität, die ein unablösbarer Teil ihrer Bedeutung ist. Handgreiflich sinnliche Objekte mit Spuren ihres Alters sind Bürgen einer anderen Zeit und eines anderen Raums. Roland Barthes hat sie einmal ironisch »unseren säkularen Reliquien-Schrein« genannt. Diese Reliquien haben »alle Spuren einer geheiligten Bedeutung abgestreift, außer der einen, dass sie unablösbar sind von etwas, das einst existiert hat und nicht mehr existiert, und sich nun als ein gegenwärtiges Zeichen einer toten Sache darstellt. Darum ist die Profanierung dieser Reliquien gleichbedeutend mit der Zerstörung von Realität.«²⁴ Dieser Aussage von Barthes lässt sich eine Beschreibung der sogenannten Tschuringa von dem französischen Ethnologen Claude Lévi-Strauss an die Seite stellen. Dabei handelt es sich um ovale verzierte Gegenstände, mit denen australische Ureinwohner mit ihren Ahnen kommunizieren. Es seien diese Artefakte, betont Levi-Strauss, durch die die mythische Urzeit für die Aborigines gesichert ist. Und er fährt fort: »So wäre auch unsere Vergangenheit, wenn wir unsere Urkunden verlören, zwar nicht aus der Welt, sie wäre aber dessen beraubt, was man ihren diachronischen Lebenssaft zu nennen versucht ist.«²⁵ Diachronie, so stellt er fest, tendiert stets dazu, sich in Synchronie aufzulösen. Es bedarf besonderer Widerstände und Hemmungen, um sich diesem Trend zu widersetzen. Während das Internet, indem es räumliche Distanzen zum Zweck der Kommunikation in Echtzeit überwindet, dem Drang zur Synchronisierung nachgibt, ist das Archiv ein Ort und Hort der Differenz von Einst und Jetzt und damit von »diachronischem Lebenssaft«, der die physische Existenz und Alterität von Geschichte verbürgt.

²⁴ Roland Barthes, »Historical Discourse« [1967], in: *Structuralism. A Reader*, hg. v. Michael Lane, London 1970, S. 145–155, hier 154f.

²⁵ Lévi-Strauss, *Das wilde Denken* [1962], Frankfurt a. M. 1973, S. 279. – Im Internet ist die Vergangenheit ein Schatten, der mit der Gegenwart mitläuft, im Archiv wird sie als eine eigene Domäne stabilisiert.